Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 43

Artikel: Der Organist von Arnstadt

Autor: Baer, Ernst Kurt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646326

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Wahrsager, Astrologen, Kräutermännlein, Spiritisten, religöser Sekten ꝛc. prima! Donnerwetter, wie dieser Gotthelf doch das ewig gleiche Wesen des Menschen durchschaut hat; er schreibt: „Wer das Christentum über Bord wirft, wird ein Heide; und wer ist wohl blinder und mehr der Außenwelt Knecht und macht sich Götter aus Türlistöcken als eben ein Heide? Wo haben die Wahrsagerinnen mehr Verdienst als im aufgeklärten Paris? ... Man sagt, die Zeit des blinden Glaubens sei vorbei! Tröpfe sind's, die es sagen. Ja, Hans Joggi glaubt nicht mehr, was in der Bibel steht, und Sämi spöttelt über alles, was der Pfarrer sagt — sie sind doch über den blinden Glauben hinaus! Ohä, der blinde Glaube ist noch da; nur schenkt man ihn jetzt nicht mehr der Bibel oder dem Pfarrer. Hans Joggi hat ihn einer Zeitung geschenkt, und was die sagt, und wenn sie redet wie ein Hornvieh und lügt wie der Teufel selbst, so ist dieses wahr und ewig wahr; er flucht darauf bei allen Zeichen, und wenn einer dagegen redet, so heißt's: Das ist auch von den Lumpenhunden einer, wo man z'Tod schla sött wie d'Fleuge!" ... „Der Glaube ist dem Menschen angeboren; scheint aber Gottes Sonne nicht hinein, so spuckt der Teufel darein." ... „Darum fehlte es dem Wundermann an Kunden nicht, trotz der aufgeklärten Zeit, und aus allen Ständen waren diese Kunden; denn die Stände sind inwendig nicht halb so sehr unterschieden wie in ihren Kleidern."

Meyeli, eine jener schönen Frauengestalten bei Gotthelf, die der Dichter mit herzlichster Anteilnahme und holder Lieblichkeit umgibt und darstellt, sagt vom guten Doktor Ruedi, der sein junges Leben in treuer Aufopferung und Pflichterfüllung aufreibt: „Das syg nit e Mönsch wien e angere, und heyg neue ganz angeri Gedanke als anger Lüt, es hätts mengist fast duecht, es sötts mache, wie mes z'Solothurn mach vor dene Bildere i dr Chile, es sött d'Häng zämmeha u bete." Dieses Geständnis Meyelis, welches spontan seiner aufrichtigen und reinen Verehrung für den guten Doktor entsprang, offenbart uns, wie der Oberaargauer fähig ist, auch in spezifisch katholischen Gebräuchen schöne Seiten zu erblicken. Gotthelf, der reformierte Pfarrer, ist, wie wir noch sehen werden, vor allem als Politiker für die katholische Kirche in die Schranken getreten, er, der mit jeder Faser seines Lebens, mit der Vollmacht des Propheten und Wächters der Heimat, das altbernische Geistesgut, die bernisch-reformierte Tradition furchtlos verteidigt und über alles liebt. (Schluß folgt.)

Solothurn: St. Ursuskirche mit Baseltor.

Der Organist von Arnstadt.

Novelle von Ernst Kurt Baer.

Es war Oktober geworden, als Johann Sebastian Bach seine Reise nach Lübeck antrat. Vom Konsistorium hatte er einen vierwöchigen Urlaub erbeten. Sein rastlos strebender Geist fand jedoch bei Meister Buxtehude so mannigfaltige Anregungen, daß er sich nicht entschließen konnte, die Urlaubsfrist einzuhalten. November und Dezember gingen vorüber, erst Ende Januar schickte er sich zur Heimreise an.

Eine leise Sehnsucht nach Bärbele hatte ihn befallen, das war Grund genug, überhaupt nach Arnstadt zurückzukehren, wo er bereits alle Möglichkeiten seiner künstlerischen Entfaltung erschöpft hatte.

Vor seiner Abreise nach Lübeck waren Catharina und Bärbel ein paarmal zu den Uebungen in die Kirche gekommen, und Bärbel hatte auch gesungen. Das waren schöne Stunden gewesen, und die Erinnerung stimmte ihn froh. Im Geiste hörte er zuweilen ihre liebe Stimme, die weckte in seiner Brust ein beseligendes Gefühl. Gestört wurde das Bild nur durch die hartnäckige Anwesenheit Catharinas, die mit ihren Anzüglichkeiten so rasch bei der Hand war. Sie hatte ja auch völlig unrecht mit ihren Behauptungen, denn mit seiner Base konnte und wollte er keine Liebschaft anfangen. — Im Herzensgrunde tat es ihm jedoch leid, daß sie seine Base war. —

Mühsam bahnte sich die Postkutsche einen Weg; fußhoch lag der Schnee, als Johann Sebastian Bach wieder in Arnstadt einzog. Vor dem Hause seines Stellvertreters und Vetters Johann Ernst in der Kohlgasse stieg er aus, um sich sogleich nach etwaigen Zwischenfällen während seiner Abwesenheit zu erkundigen. Das Reisegepäck ließ er inzwischen in die „Goldene Krone" am Ledermarkt bringen.

Er begrüßte auch Catharina. Die Nachrichten waren nicht ungünstig, und als er sich am andern Morgen bei seiner vorgesetzten Kirchenbehörde meldete, machte man kein Aufhebens, ob seiner langen Abwesenheit.

Sein Leben nahm wieder den gewohnten Gang. Am zweiten Sonntag im Februar versah er erstmalig wieder sein Amt als Organist. Aber er war inzwischen ein andrer geworden, das merkten auch die Kirchenbesucher. Verwirrende Spielmanieren hatte er von seinem Ausflug nach Lübeck mitgebracht. Seine Choräle erschienen der Gemeinde plötzlich fremd, und hilflos suchten sie zwischen den mächtigen Akkorden die bekannte Melodie, bis endlich niemand mehr fähig war, weiterzusingen. Die kühnen Improvisationen zwischen den einzelnen Verszeilen verwirrten die Gemeinde vollends.

Mit dieser Neuerung waren die ehrenwerten Kirchenbesucher durchaus nicht einverstanden, und sie wandten sich bald beschwerdeführend an Prediger Uthe. Darauf ersuchte er den Organisten, sich nach Möglichkeit den Wünschen der Kirchgemeinde zu fügen.

Johann Sebastian tat verwundert, kümmerte sich aber nicht um die Ermahnung und brachte die fromme Gemeinde mit seinem Spiel am nächsten Sonntag wieder in Verlegenheit.

Neue Beschwerden wurden eingereicht, und so erhielt der temperamentvolle Organist eine Ordre, die ihn auf Schloß Neideck vor das Konsistorium zitierte.

Das war am 21. Februar 1706. Superintendent Olearius, ein alter, würdiger Herr im schlichten Kirchenkleide, leitete die Verhandlung. „Das Konsistorium", sagte er, „verlanget zu wissen, wo Ihr unlängst so lange gewesen, Herr Organist der Neuen Kirchen! Ihr habet um vier Wochen gebeten, seid aber wohl viermal so lange außen geblieben."

„Halten zu Gnaden, hochwürdiger Herr Superintendent!" erwiderte Bach. „Ich war zu Lübeck, um anoch einiges in meiner Kunst zu begreifen, zum Segen meines Amtes und der Kirchen, und hoffte, das Orgelschlagen würde unterdeß von meinem Vetter Johann Ernst Bach dergestalt sein versehen worden, daß darumb keine Klagen geführet werden könnten."

Olearius fuhr fort: „Ihr habet bisher in dem Choral viele wunderliche Variationes gemacht, viele frembde Tone eingemischet, daß die Gemeinde darüber konfundieret worden. So Ihr einen Tonum peregrinum mit einbringen wollet, habet Ihr solchen auch auszuhalten!"

Des weiteren wurde von Bach verlangt, er solle Chorübungen abhalten. Der Organist erwiderte, daß er alles tue, was man von ihm verlange, vorausgesetzt, daß ihm ein „Direktor Musices" gestellt werde. Doch das lehnte man mit der Andeutung ab, es werde sich vielleicht ein andrer Organist finden, der diese Aufgabe mit übernimmt.

Mißmutig verließ Johann Sebastian Schloß Neideck und wanderte dem Zentrum der Stadt zu. Kurz vor dem Marktplatze traf er Bärbele. Das gab dem Tag noch eine freundliche Wendung. Schließlich konnte er das Versprechen mit heimnehmen, daß sie wieder dann und wann den Uebungen beiwohnen wird.

Sie hielt Wort und kam, — brachte aber natürlich Catharina mit.

Sebastian war darüber nicht sehr erbaut, denn er fürchtete ihre Glossen für jeden Blick, den er mit Maria Barbara wechselte.

Doch es ließ sich ertragen.

Der Frühling kam, der Sommer ging; das Verhältnis mit Bärbele gestaltete sich herzlicher und kameradschaftlicher. Sie errötete nicht mehr so leicht. Das kam nur vor, wenn er sie gar so lange anschaute.

Catharina hatte sich auch zu ihrem Vorteil verändert, stellte ihre unangenehmen Randbemerkungen völlig ein und hatte sich auch einige Male während der Uebung unauffällig entfernt.

Vorbeugend war Prediger Uthe von den Besuchen der Basen in der Neuen Kirche in Kenntnis gesetzt und zu den Uebungen eingeladen worden. Bach wollte damit einem eventuellen Stadtklatsch die Spitze abbrechen, und er hatte recht daran getan. Zweimal erschien der Prediger aus Höflichkeit, dann blieb er fern.

So befand sich alles in bester Harmonie, denn auch die Gemeinde hatte sich beruhigt, weil er ihr mit einem einfacheren Spiel entgegenkam. Catharina jedoch, die sich den Anschein gab, als habe sie sich früher geirrt und nur gescherzt, sollte recht behalten. —

An einem heißen Spätsommertag war es. Durch die angelehnte Kirchentür trat Bärbele in das kühle Gotteshaus. Eine wunderbare Melodie schwebte im Raum. Maria Barbara, die oft seinem Spiel gelauscht hatte, erinnerte sich dennoch nicht, jemals eine solche Musik gehört zu haben. Zaghaft und vorsichtig leise stieg sie zur Orgel empor. Als das Finale sanft und erhaben verklang, stand sie unbemerkt neben ihm und hätte vor Ehrfurcht am liebsten niedergekniet.

„Das war schön, Sebastian!" sagte sie mit verhaltener Stimme.

„Bärble!" zuckte er zusammen, wandte sich um und streckte ihr beide Hände entgegen. „Ich habe Euch nicht kommen hören, bin aber immer fröhlich, so Ihr in meiner Nähe seid!" gestand er aufatmend. Sie überließ ihm willig ihre Hände, die er lächelnd an seine Wangen preßte.

„War das eine neue Komposition?" verlangte sie, noch befangen von seinem Spiel, zu wissen.

„Eine neue Komposition!" wiederholte er zustimmend.

„Wie nennt Ihr sie?"

„Möchtet Ihr einen Choral singen, Bärbele?" wich er aus und setzte sich auf dem hohen Orgelsitz wieder zurecht.

„Spielet nochmalen die neue Komposition, so ich Euch darum bitten dürfte, Sebastian!" beharrte sie.

Der junge Organist drehte sich um, blickte ihr eine Weile in die Augen, wobei ihm selber eigen ums Herz wurde, und lächelte dann. „Ihr verlanget viel!" sagte er mit sonderbarer Betonung.

„Viel?" erschrak sie, und das Herz begann ihr zu pochen.

„Ich will's versuchen!" begütigte er ihr Erschrecken. „Doch wisset, daß ich die Komposition vorhin zum ersten Male gespielt, vielleicht ist sie nun anders geworden in mir, so ich anoch keine Note dazu geschrieben." Er nickte ihr zu und begannn pianissimo ein Präludium. In sanfte Harmonien tropften Staccati wie Tau oder Tränen. Dann schwollen die Akkorde an, aufrauschend jagten sich die Klänge, Improvisationen liefen durcheinander, hastig, verwirrend, Einzelthemen darstellend, die zusammen doch eine Harmonie bildeten.

„Bärble!" Johann Sebastian winkte sie mit den Augen näher.

Sie kam und hielt den Atem fast an.

„Am Anfang war das Chaos!" erklärte er in kurzen Sätzen während des Spiels. „Im Chaos — lebte die Harmonie — trotz scheinbarer Gegensätze. — Die gebar — die Liebe!"

Eine Bravourleistung war das. Die kurz abgestoßenen Töne, die wie Tau- oder Tränentropfen klangen, wiederholten sich rascher und rascher in harmonischer Folge und formten sich schließlich zu einer Melodie.

„Der allmächtige Gott — gab ihr ein ewiges Leben. — Die Liebe — höret nimmer auf. — Sie wächst — mit der Zeit."

Immer mächtiger wurde das Spiel der Orgel, auf breiten Akkorden schwebte wie Engelsgesang die göttliche Melodie der Liebe, sehnend, lockend, verheißend.

Andächtig lauschte Bärbele seinem wunderbaren Können, war wie vom Traum benommen und wurde immer ehrfürchtiger. Sie hörte kaum noch, was er sagte, selig versank sie in der köstlichen Flut seiner hervorgezauberten Musik.

Wie lange das währte, wußte sie nicht, sie erwachte plötzlich und es war still ringsum.

„Mein Herr Vater war ein berühmter Organist zu Gehren!" sagte sie leise, und ihre Stimme klang fremd. „Aber Ihr, Johann Sebastian, Ihr spielet wie — wie ein junger Gott!" Sie erschrak selber über ihre Worte und senkte beschämt den Blick.

Johann Sebastian sprang auf. „Sündiget nicht wider den Allmächtigen, Maria Barbara!" Ein Schatten des Vorwurfs lag auf seiner Stirn.

Sie errötete noch tiefer. „Vergebet, so ich einen göttlichen Odem aus Eurer Musik vernommen!"

„Wir sind in der Kirchen!" mahnte er freundlicher. „Zu hoch ist das Lob vor einen Sterblichen!"

„Ich frevle nicht!" erwiderte sie mutig und ergriff seine Hand. „Seid Ihr mir böse, so ich für Euch niederknien möchte, Johann Sebastian?" fragte sie mit einem bittenden Blick.

Schneller schlug ihm da das Herz. „Niederknien? Nein! Das dürft Ihr nicht! Aber böse? böse? — Euch böse sein?" Er nahm ihren Kopf in beide Hände und zog sie an sich. Ein Jubel war in ihm und ein Sehnen. „Du liebe Maria Barbara!" sagte er, küßte andächtig ihre Stirn und den Mund.

Plötzlich war es ihnen, als müsse die Erde sich öffnen, um sie zu verschlingen.

Von unten herauf klang eine Stimme: „Man wird es dem Konsistorium anzeigen, so eine frembde Jungfer täglich in der Kirchen ist und singet, man wolle nicht sagen andern Unfug treibet!"

Mit einem Aufschrei wich Bärble zurück, auch Sebastian erblaßte jäh. Hastig trat er an die Brüstung des Orgelchors und blickte hinab. Jemand hob die Faust, lachte kurz auf und verließ die Kirche.

Es war Geyersbach.

Bärbele befand sich in höchster Aufregung, unaufhaltsam liefen ihr die Tränen über die Wangen.

„Er hat uns von unten nicht sehen können!" suchte Sebastian sie leise und eindringlich zu beruhigen, aber sie schluchzte weiter und fand nur langsam ihre Fassung wieder.

Einige Monate waren vergangen.

Geyersbach hatte bereits Gymnasium und Stadt verlassen, als Sebastian vom Konsistorium aufs Schloß befohlen wurde. Man verlangte eine Erklärung für die Anwesenheit der „frembden Jungfer" auf dem Orgelchor, deren Stimme man in der leeren Kirche vernommen hatte.

Doch durch Prediger Uthe, der ja von den Besuchen der Basen unterrichtet war, wurde die Angelegenheit klanglos beendet.

Johann Sebastian aber gedachte, den Staub von Arnstadt von den Füßen zu schütteln, und bewarb sich um die Organistenstelle an der berühmten Kirche Divi Blasii in der freien Reichsstadt Mühlhausen.

Im Juli des darauffolgenden Jahres trat er sein neues Amt an.

Einige Monate später, am 17. Oktobris 1707, kniete er neben seinem Bäsle vor dem Altar der kleinen Kirche von Dronheim, einem Dorfe nahe bei Arnstadt.

Die Schreiber von Arnstadt und Dronheim tauchten den Gänsekiel in die Tinte und schrieben sachlich in die Pfarr-Register:

„... ist der Ehrenveste Herr Johann Sebastian Bach ... des weyland wohl Ehrenvesten Herrn Ambrosii Bachen ... Seel. nachgelassener Eheleibl. Sohn, mit der tugendsamen Jgfr. Maria Barbaren Bachin, ... nachdem sie zu Arnstadt aufgebothen, copulieret worden ..."

Vom Glas auf dem Tisch.

Vom Essen und von der Nahrung zu reden, ist heute große Mode. Vom Trinken hört man viel weniger, obschon die Einnahme von Flüssigkeit mindestens so wichtig ist, wie diejenige von festen Speisen. Das ersieht man schon daraus, daß die meisten Lebewesen weniger lange dursten als hungern können.

Immer noch gültig ist wohl die Regel: Man soll und darf trinken, wenn man Durst hat, d. h. wenn der Körper Flüssigkeit verlangt, und man kann soviel trinken, bis der Durst gelöscht ist. Mit andern Worten: In dieser Angelegenheit kann sich der Mensch weitgehend auf seinen Instinkt verlassen. Absolut zuverlässig ist allerdings auch hier der Instinkt nicht. Wenn ein Mensch eine stark gesalzene Nahrung genießt, so wird er einen übermäßigen Durst entwickeln, damit sein Körper mit Hilfe dieses Wassers das überflüssige Kochsalz wieder ausscheiden kann. Sein Wasserbedürfnis ist also künstlich gesteigert. Wenn ein anderer viel raucht oder durch den offenen Mund atmet und damit seine Mund- und Nasenschleimhaut austrocknet, so wird er auch einen vermehrten Durst verspüren. Nicht, weil im Körper zu wenig Wasser ist, sondern weil die genannten Schleimhäute angefeuchtet werden müssen. Weiter ist bei verschiedenen Krankheiten, so vor allem bei der Zuckerkrankheit, der Durst abnorm gesteigert. Man darf sich also in allen diesen Fällen nicht auf den Instinkt berufen, sondern muß sich besinnen, ob nicht irgend ein Fehler in der Lebensweise oder gar eine Krankheit vorliegt. Wenn man dabei selber nichts herausfindet, so wird doch in den meisten Fällen der Arzt auf des Rätsels Lösung kommen. Daß man bei heißem Wetter mehr Flüssigkeit aufnehmen muß, liegt auf der Hand. Durch den Schweiß geht sehr viel Wasser verloren.

Die Frage: Soll man beim Essen trinken? haben ganz gescheite Leute mit „Nein" beantwortet, weil dadurch der Magensaft verdünnt werde. So einfach liegt die Sache denn nun doch nicht. Der genannte Grund mag bei einer Anzahl von Menschen stimmen, aber lange nicht bei allen. Bei manchen wird es geradezu von Nutzen sein, wenn der Magensaft verdünnt wird. Und wieder bei andern wird das Trinken die Absonderung von Magensaft befördern. Also auch hier kein Schema. Sicher ist, daß man beim Essen nicht zuviel trinken soll und zwar einfach deshalb, weil zuviel Flüssigkeit mit ihrem Gewichte den Magen stark belastet, ohne ihm entsprechend viel Nährwert zu bringen. Wer also beim Essen das Bedürfnis hat zu trinken, der soll es in bescheidenen Grenzen tun und wer kein Bedürfnis hat, soll es unterlassen, auch wenn seine Nachbarn ihn dazu einladen. Ganz abzuraten ist die Gewohnheit, zu einem vollen Bissen noch zu trinken, also die Speisen künstlich einzuweichen und herunterzuschwemmen. Dadurch können Kautätigkeit und Speichelabsonderung, denen eigentlich dieses Geschäft obliegt, nur mangelhaft ersetzt werden und manche Magenkrankheit ist sicher auf eine solche ungenügende Vorbereitung der Speisen im Mund zurückzuführen.

Nach Dr. med. H. W. in „Gesundheit".

Rundschau.

Wendung im deutschen Kirchenstreit.

Es ist sehr wahrscheinlich keine Wendung mit Katastrophencharakter, die sich ankündigt; im Gegenteil, die Leitung des Dritten Reiches wird den Weg finden müssen und ihn auch finden, den sie bisher schon auf wirtschaftlichem Gebiete gegangen: Sie wird vor den konservativen Mächten kapitulieren. Nicht „offensichtlich", sondern verschleiert, aber eine Kapitulation wird es werden. Und wenn die Parteien sich noch eine Zeitlang bekämpfen — das wird die Oeffentlichkeit beschäftigen und ablenken von andern Sorgen, wie der nahende Winter sie in Fülle bringen muß.

Was geschehen ist, läßt sich mit wenigen Worten sagen: Zwischen dem Reichsführer der „Deutschen Christen", dem Dr. Kinder, und dem Ministerialdirektor Jäger, der rechten Hand von Reichsbischof Müller, ist ein Streit ausgebrochen. Der Gegenstand interessiert die Welt weniger, nur die Tatsache des Streites zwischen der offiziellen Kirchenleitung und der Kerntruppe deutscher